

DAS NEUE DENKEN

Die Perrondächer am Hauptbahnhof in Zürich, ein gemeinsames Projekt mit Meili, Peter Architekten, sind die wohl bekannteste Arbeit von Kaschka Knapkiewicz und Axel Fickert. Ihr Umgang mit Architektur ist ernsthaft und leicht zugleich und führt immer

wieder zu überraschenden Lösungen. Dafür wurden sie kürzlich mit der Schelling Medaille ausgezeichnet.

Text: Jutta Glanzmann | Fotos: Tanya Hasler

Das Büro von Kaschka Knapkiewicz und Axel Fickert liegt an der Brauerstrasse 60, mitten im Zürcher Kreis 4. Ein ganzes Stockwerk belegen sie mit ihren zwölf Mitarbeitenden im sechsgeschossigen Bürohaus mit schnörkelloser Betonfassade. «Wir arbeiten gerne da», sagen die beiden. Der dunkelgelbe Boden und die in einem dunklen Grau gestrichene Wand, die dem Eingang gegenüberliegt, fassen den Raum und schaffen eine angenehme Stimmung. Stützen, tief liegende Deckenstürze und Regale strukturieren den ansonsten offenen Grundriss. Von zwei Seiten fällt Licht auf die orangefarbenen Arbeitstische, an denen die Projekte von Knapkiewicz & Fickert entstehen. Einer der Tische ist für Besprechungen und Pausen leergeräumt, daneben steht die Kaffeemaschine. «Guter Kaffee ist wichtig, damit man arbeiten kann», bemerkt Kaschka Knapkiewicz. Für Sitzungen steht ein abgeschlossener Raum zur Verfügung. Auf die Frage, ob für sie neben Architektur auch ein anderer beruflicher Weg in Frage gekommen wäre, wissen weder Kaschka Knapkiewicz noch Axel Fickert eine Antwort. Das sei schon so lange her, meinen beide, und man spürt, dass Architektur Teil ihres Lebens ist.

Entwurf als Dialog

1992, nachdem sie beim Wettbewerb für die Technische Hochschule in Rapperswil den zweiten Preis gewonnen hatten, gründeten sie das gemeinsame Büro. Vorher arbeitete Axel Fickert zehn Jahre als Angestellter in verschiedenen Büros, seine Partnerin hatte daneben ihr eigenes Büro: «Wir haben seit dem ETH-Studium zusammen gearbeitet», erinnert sich Kaschka Knapkiewicz, «auch wenn wir nicht zusammen waren – ich war dazwischen ja auch mal im Ausland –, hat unser Gespräch nie aufgehört.»

Eine Arbeitsteilung gibt es zwischen den beiden nicht: «Wir machen beide alles», sagen Axel Fickert und Kaschka Knapkiewicz. Gegenwärtig vor allem Wohnungsbauten. Gerade sind die beiden Häuser am Rigiplatz in Zürich fertig geworden, eine grosse Überbauung in Zürich-Affoltern ist im Bau, und für die Erweiterung der Siedlung Birchermüesli haben sie 2009 den von Hochparterre und SF DRS jährlich verliehenen Architek-

tur-Hasen in Silber gewonnen. Alle drei Projekte zeichnen sich durch ungewohnte architektonische Konzepte aus: Die Häuser am Rigiplatz erfüllen zwar den Minergie-Standard, sind aber alles andere als kompakt, die Häuser sind regelrecht durchdrungen von aussen. Die Wohnungen im Ruggächer in Zürich-Affoltern verfügen über einen zweigeschossigen, 15 Quadratmeter grossen Aussenraum, und die Arbeiterhäuser in Winterthur haben durch einen eingeschossigen Anbau im Garten enorm an räumlicher Qualität gewonnen, sowohl innen wie aussen.

Mut zu Farbe und ungewohnten Materialien

Die drei Wohnprojekte haben Knapkiewicz und Fickert für Baugenossenschaften realisiert. «In der Regel wollen die Genossenschaften neutrale Wohnungen: Graue Küchengebirge, dunkle Steine, der Rest weiss. Keine Farben, keine Materialien. In den Bädern vielleicht eine starke Farbe», so die Erfahrung der beiden: «Der berühmte Mieter möchte es neutral haben.» Das sei völlig an den Menschen vorbei: «Die Wohnungen unterscheiden sich dann nicht mehr. Man hat dann quasi eine Stadt mit standardisiertem Wohnungsangebot.» Das sei auch marktwirtschaftlich nicht interessant. Zudem zeige ihre konkrete Erfahrung mit den Häusern am Rigiplatz etwas anderes: «Nichtfachleute spüren intuitiv, was wir mit den verwendeten Materialien erreichten wollten», so die Architektin: «Sie sagen spontan, sie fühlten sich an die Sechzigerjahre in Italien erinnert und finden dies toll.» Natürlich gebe es auch Leute, denen die Wohnungen nicht gefallen würden: «Aber diese haben ja die Möglichkeit, sich nach einer anderen Art von Wohnung umzusehen.»

Frei von Konventionen

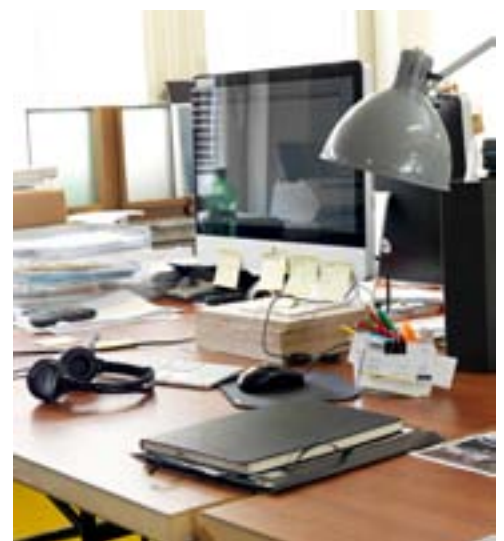
Wie gelingt es ihnen denn, ihre Ideen gegen vorgefasste Meinungen durchzusetzen und die Bauherrschaften vom Gegenteil zu überzeugen? «Wir sitzen es aus», meint Kaschka Knapkiewicz lapidar. «Bis jetzt hat es immer eine Lösung gegeben, auch aus einer scheinbar ausweglosen Situation», ergänzt Axel Fickert. Das mache die Arbeit auch interessant. An Konventionen oder Tabus

halten sich Knapkiewicz & Fickert, die dieses Jahr für ihren ideologiefreien Umgang mit dem Wohnungsbauerbe der Moderne mit der Schelling Medaille ausgezeichnet werden, sowieso nicht. Die Materialkombinationen, wie sie sie beispielsweise am Rigiplatz einsetzen, haben einige ihrer Kollegen irritiert. «Eigentlich muss es einem egal sein, was die anderen sagen», meint Axel Fickert. Diesen Mut zur Eigenständigkeit versuchen Knapkiewicz und Fickert, die beide auch unterrichten, ihren Studierenden mitzugeben. Rückblickend sei das Entwickeln ihres architektonischen Ausdrucks auch eine Art Reifeprozess, der bis heute nicht abgeschlossen sei.





ATELIER-PORTRÄT VOR ORT





«Lieber integrieren als dagegen stellen»

Ein Gespräch mit dem Architektenpaar Kaschka Knapkiewicz und Axel Fickert über die beiden Häuser am Rigiplatz in Zürich, die Art, wie sie entwerfen, und was sie von Tabus in der Architektur halten.

Text: Jutta Glanzmann | Foto: Tanya Hasler



«architektur+Technik» Eben sind die beiden Häuser am Rigiplatz in Zürich fertig geworden. Trotz ihrer auffallenden Zweifarbigkeit wirken sie sehr integrativ. Wie haben Sie das erreicht?

Axel Fickert: Durch die Volumetrie, die auf die unterschiedlichen Massstäbe der Umgebung reagiert: Die talseitige Quartierbebauung und die Strasse oben. Talseitig sind es sechs Geschosse. Das ist immens, da kann man nicht eine Wand machen. Deshalb gibt es die vorgelegerten Volumen.

Kaschka Knapkiewicz: Gleichzeitig wollten wir auch der Strasse ein Gesicht geben, obwohl sie sehr stark befahren ist. Wir finden es schrecklich, wenn man zum Strassenraum hin einfach nur Nebenräume machen würde. Der Strassenraum wäre tot, wenn es keine oder nur ganz kleine Öffnungen geben würde, und auf der anderen Seite findet dann das ganze Leben statt. Gegen Süden haben wir eine Art südliche Laublandschaft entwickelt, die Aussicht ist unglaublich schön. Wir selbst ziehen deshalb jetzt auch dorthin. Wir entwerfen immer aus der Situation heraus, bei allen unseren Projekten. Das Verbindende ist, dass sie sich auf den Ort beziehen. Das Projekt am Rigiplatz hatte am Anfang ein Flachdach und Bandfenster. Das haben wir geändert und zu einer Lochfassade umgestaltet, um den Massstab und die Fassadenstruktur der Umgebung besser aufzunehmen. Der ursprüngliche Entwurf hatte eine Modernität, die nichts mit dem Ort zu tun hatte.

Dann hat sich das Projekt über die Jahre verändert?

Fickert: Ja. Vielleicht ist es ganz gut, wenn man manche Gebäude nicht sofort baut (beide lachen). Der Weiterbestand des (benachbarten Gasthau-

ses) Alten Löwen hat natürlich andere Parameter gesetzt. Da musste man sich verändern.

Knapkiewicz: Unabhängig davon haben auch wir uns stark verändert in den zehn Jahren.

Fickert: Aus heutiger Sicht ist das Projekt eigentlich charmanter und auch interessanter und spannungsreicher. Es repräsentiert eher unsere derzeitige Auffassung als das Ursprungsprojekt.

«Darf man das?» war der Titel ihrer Ausstellung im Zürcher Architekturforum. Dabei unterstellen sie implizit, dass in der Architektur gewisse Dinge verboten sind.

Fickert: Das ist augenzwinkernd gemeint. Das spielt auf die Architekturszene an, wie wir sie im Moment wahrnehmen. Es gibt Regeln, grosse Fenster zu machen zum Beispiel oder auf Kontrast zu setzen, seriöse Materialien zu verwenden, aufwändige Detaillierungen zu machen. Alles muss bündig sein, alles muss fluchten. Da fragen wir: Ist es das? Oder muss man nicht auf andere Dinge setzen? Atmosphärische zum Beispiel? Wir gehen nicht so stark vom Objekt selber aus, sondern von der Atmosphäre. Das ist eine Tendenz in der heutigen Architektur, dass sie sehr objektverliebt ist. Dadurch gibt es klare Regeln, wie man das Objekt machen muss, damit es sogenannte gute Architektur ist. Das stellen wir in Frage. Natürlich haben wir das Objekt auch gerne, aber vielleicht gibt es noch einen anderen Blick darauf. In den letzten Jahren wurde uns das immer wichtiger. Dass man aus einer atmosphärischen Vorstellung oder eigentlich aus einer Lebensidee Räume entwickelt.

Sie haben in letzter Zeit vor allem Wohnbauten realisiert.

Fickert: Ja, irgendwann landet man in irgend-

einer Sparte. Man wird vor allem dafür eingeladen, es geht ja alles über Wettbewerbe.

Fehlt Ihnen dabei etwas?

Fickert: Nein, es ist die Uraufgabe der Architektur, Lebensraum zu schaffen.

Knapkiewicz: Wir finden es extrem gut. Die Problemstellung ist vielleicht ähnlich, aber die Situationen sind anders. Je nach Aufgabenstellung können wir ganz unterschiedliche Wohnungen erfinden. Eben haben wir einen Wettbewerb in Zürich-Hottingen gewonnen. Es ist eine mondanere Stimmung, ein anderes Wohnen dort als beispielsweise am Rigiplatz. Eigentlich sind es immer wieder andere Geschichten. Das reizt uns sehr.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Knapkiewicz: Mal eine schöne Schule zu bauen, vielleicht.

Fickert: Wir nehmen es, wie es kommt (überlegt). Ich würde gerne mal einen hohen Raum bauen, der im Halbdunkel liegt, in der Gebäudemitte. So sechs, acht Meter hoch.

Knapkiewicz: Ein schönes dämmriges Zentrum. Oder eben etwas für Kinder. Heitere, schöne Räume. Ich finde, die meisten der neuen Schulhäuser haben nichts mit den Kindern zu tun, mit ihren Welten. ■